

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 38

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 38
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
22. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Mein Herz.

Von Gustav Salke.

Heute bin ich wieder fröhlich, fröhlich,
Alle meine bangen Nächte sind vergessen,
Und als hätten Aengste nie befeßen
Dieses Herz mit seinem Jubelschlag,
Pocht's und läutet ein den schönen Tag.

Herbsttag mit der klaren Morgen Sonne,
Mit dem letzten goldverbrämten Laube,
Noch ein Weilchen, eh es stirbt im Staube,
Läßt es seine bunten Fahnen wehn,
Und in allen seinen Farben sehn.

Herz, mein altes Herz, ich muß dich lieben,
Immer findest du dein Lachen wieder,
Singst die lieben Kindheitsmorgenlieder
Mit dem alten, hellen, tapfern Ton,
Wie vor Jahren schon.
Und so preiß' ich dich und deine Tugend:
Deine immer unverdroßne Jugend!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 38

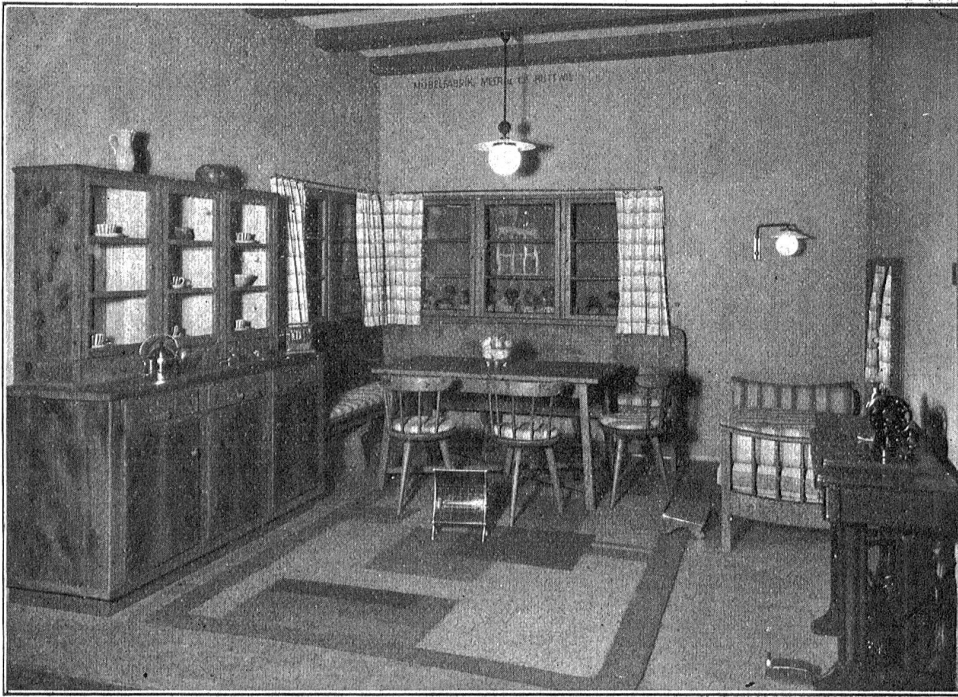
Johannes Hand war kalt, als er sie Sidney reichte und über Sidneys Gesicht flog eine hastige Röte. Die Gespräche waren stoßend, oder flossen unerfreulich dahin. Rahel war still, vermied es, Johannes zu verlassen, war ängstlich besorgt, sein Mißtrauen nicht zu wecken. Sidney arbeitete im Winzerhaus und war unruhig und unlustig zu seiner Arbeit. Johannes aber hatte keinen Augenblick im Tag, der ihm zur Freude wurde.

Wie ein Riesengespenst war der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß er freiwillig auf Rahel zu verzichten habe, wollte er sich selbst getreu bleiben. Er hätte das früher als eine selbstverständliche Forderung angesehen, gleichgültig, ob sie von ihm verlangt würde oder von andern. Jetzt schien ihm dies Opfer unmöglich, auch wenn er sehend genug gewesen wäre, sich zu überzeugen, daß es richtig sei, es zu bringen. Er hätte tausend Augen und tausend Ohren haben mögen, Rahel zu hüten, zu bewahren, wie er es vor sich selbst nannte, und er war blind. Der Gedanke an seine Hilflosigkeit machte ihn reizbar, erbittert, ungerecht. Er suchte mit stets neuen Gründen Rahel in seiner Nähe zu halten, bat sie, ihm vorzulesen, ihm vorzuspielen und fand stets andere Wendungen, seine Bitten vorzubringen. War er allein mit ihr, mühte er sich zu erfahren, was sie dachte, was sie

wollte, wie sie von ihm dachte. Er wollte eindringen in ihren Gedankengang, in die Tiefen, in die zu tauchen ein Mensch dem andern nicht zu gestatten braucht. Er begnügte sich nicht mit leisen Zugeständnissen, hörte nicht Rahels Seufzen, die alle diese Fragen und dies Wissenwollen als Vergewaltigung empfand, als Eindringen in ihr Eigenstes, und die daher langsam zurückwich, bis dahin, wo jede Liebe ein Ende hat.

Sie nahm eines Tages ihren breitrandigen Hut und lief hinaus zum Winzerhaus. Sidney erhob sich, als sie eintrat, und sie standen sich gegenüber, gehemmt, und doch erfüllt von jubelnder Liebe, bis Rahel lautlos ihre Arme um Sidneys Hals schlang und ihn küßte, zart und feierlich, als tue sie es in der Kirche, zu Ehren Gottes. — Am nächsten Tag fand Sidney ein Gedicht, einen Jubelruf auf seinem Zimmer.

Johannes, Rahel und Sidney saßen zusammen, als fühlten nicht alle drei, was inzwischen anders geworden war. Sie redeten über das Winzerfest, über Johannes' plötzliches Unwohlsein, über Rom, über die Würdigungen, die Sidneys letztes Bild: Schöpfung, erlangt hatte, kurz, über alles, was keines der Drei, da sie darüber sprachen, anzog. Es lag



Die Elektrizität an der „Saffa“: Bauernstube.
Möbelfabrik Meer & Cie., Guttwil.

Phot. Franz Henni, Bern.

eine vibrierende, erwartungsvolle Schicht, ein Fluidum von Kommendem über ihnen, dem jedes in seiner Weise unterlag. Das Gespräch erlahmte und erhöhte dadurch den Druck, der die Gedanken und Gefühle der drei Menschen beherrschte. Sidney erhob sich plötzlich.

„Ich fahre in die Stadt, ich habe dort zu tun“, sagte er hastig. „Tante Marie habe ich lange nicht mehr gesehen.“

„Kommst du wieder?“ fragte Rahel angstvoll. Johannes wandte ihr sein Gesicht zu.

„Warum sollte er nicht wiederkommen?“ fragte er langsam.

„Natürlich komme ich wieder“, rief Sidney, der merkte, daß der Blinde seine Frage nicht gedankenlos gestellt hatte.

Sidney ging, ohne den beiden die Hand zu geben. Als er fort war, wurde die Stille der Schweigenden drückend.

„Willst du mich in dein Zimmer führen“, bat Johannes endlich. „Ich habe dich so lange nicht spielen hören.“ Sie führte ihn sorglich.

„Spielen kann ich nicht“, sagte sie, als sie den Blinden bis zu dem Lehnstuhl, der stets für ihn bereit stand, geleitet hatte. „Ich bin keine Maschine, die man aufzieht“, fügte sie hinzu. „Ich kann nicht nach dem Bedürfnis anderer spielen.“

„Hast du dich über mich zu beklagen, liebes Herz“, fragte er. Da schluchzte sie plötzlich laut und weinte heftig.

„Rahel, was bedeutet das? Warum weinst du? Bist du nicht mehr glücklich?“ Sie antwortete nicht. Angstvoll wartete Johannes. „Rahel, sei wahr. Bist du nicht mehr glücklich mit mir? Lüge mich nicht an, auch nicht aus Mitleid.“

„Ich lüge nie“, rief Rahel heftig. „Du weißt, daß ich nicht lüge.“

„Verzeih, verzeih mir, Rahel. Ich merke es ja, ich fühle es, ich weiß es, daß du mich nicht mehr lieb hast

wie früher. Oh, ich weiß es. Sage nichts, ich kann es nicht ertragen. Ich will dich nicht quälen, will dir keine Vorwürfe machen...“

„Johannes“, sagte Rahel, und nahm sich sehr zusammen, ruhig zu sein. „Zu Vorwürfen hast du kein Recht, ich meine, keinen Grund. Du regst dich umsonst auf. Ich kenne dich ja gar nicht wieder. Du bist ja ein ganz anderer Mensch geworden, du...“

„Ja, aus Verzweiflung“, sagte er leise. „Weil du mir entgleitest, und dein ganzes Wesen sich Sidney zuwendet. Ich kann nicht teilen, ich sehe es. Ich kann nicht leben, wenn ich dich nicht allein habe. Sidney soll mir dich nicht nehmen, ich nur dich.“

„Johannes, Erinnerst du dich, du wolltest mein bester Freund

sein, Erinnerst du dich, als du mir das sagtest? Was mir auch begegnen werde, du seiest mein Bruder und mein Vater, hast du gesagt. Und nun bist du bloß mein Mann, der mich, wie einen Maitäfer, am Bindfaden halten will, der, ehe ich mir selbst bewußt geworden, daß ich gefangen bin, mich noch fester bindet. Das hasse ich, das kann ich nicht leiden. Mit mir werde ich fertig werden, ich bin kein Kind mehr, so wie damals.“

„Rahel“, rief Johannes, „Rahel, sei nicht hart mit mir.“

„Hart? Ach nein. Aber... aber...“

„Rahel, willst du mir etwas versprechen?“

„Nein, ich kann nichts versprechen. Ich weiß ja gar nicht, ob ich's halten kann. Man wird ja ganz anders, als man war, wenn...“

„Man liebt“, ergänzte Johannes bitter.

„Nein, wenn man sich besser kennt“, sagte Rahel.

„Gib mir deine Hand, Rahel, damit ich fühle, daß du mir noch gehörst.“

„Ich gehöre dir nicht“, rief Rahel. „Sag' das nicht. Ich bin freiwillig bei dir.“ Johannes schwieg. Er war so matt, daß er sich mit beiden Armen an seinem Stuhl hielt.

„Rahel, ich zerquäle mich Tag und Nacht seit Wochen, fast vom Tage von Sidneys Ankunft an, aus Angst, daß du von mir fortstreben könntest. Ich bin dir verleidet. Du bereust, daß du bei mir bist.“

„Ach, Johannes, was wollen wir uns streiten.“

„Sagst du denn streiten, wenn ich eine Frage an dich zu stellen habe, die mir das Herz im Leibe erzittern macht? Rahel, liebst du Sidney?“

„Ja, ich habe ihn immer geliebt.“

„Und andere dazwischen“, rief der Blinde außer sich.

„Oh, Johannes, schäme dich.“ Johannes seufzte.

„Verzeih, ich bin gar nicht mehr ich. Ich möchte dich

mit allen meinen Gedanken halten, und mit meinem ganzen Willen und meiner ganzen Liebe dich an mich binden.“

„Wieder das Spinnweb“, rief Rahel und schauderte. „Willst auch du mich halten, daß ich mich nicht mehr rühren kann? So wie Tante Adeline?“

„Nein, nein, Rahel, denk um Gottes willen nicht, daß ich dich binden will. Es ist nicht wahr, du bist frei. Nur sag mir die ganze Wahrheit, wenn du...“

„Ich will dir die ganze Wahrheit sagen. Ich liebe Sidney, aber ich weiß es erst seit gestern. Und zwischen dir und mir ändert das nichts.“ Johannes sah sehr blaß aus, als er ihr antwortete.

„Aber zwischen mir und dir ändert es alles, denn ich liebe dich und sonst nichts in der Welt mehr, und niemand mehr, und kann niemand und nichts mehr lieben.“ Rahel wich einen Schritt zurück. Das heiße Mitleid, das sie von je für Johannes fühlte, und das der Liebe verwandt war, erlosch beinahe.

„Dir wird nichts genommen“, sagte sie.

„Nichts genommen, wenn du Sidney liebst? Nichts genommen, sagst du? Alles, alles wird mir genommen! Alle deine Gedanken gehen zu ihm, deine Gefühle gehen zu ihm, deine Wünsche gehen zu ihm, und deine Interessen, dein Wille, deine Freude. Ihm lebst du, ihm schmückst du dich, ihm lachst du zu, ihn allein siehst du, kennst du, willst du. Rahel, Rahel, und du sagst, daß du mir nichts nimmst! Ich habe ja nur dich auf der Welt.“ Verzweiflungsvoll bedeckte er seine beiden Augen mit seinen Händen.

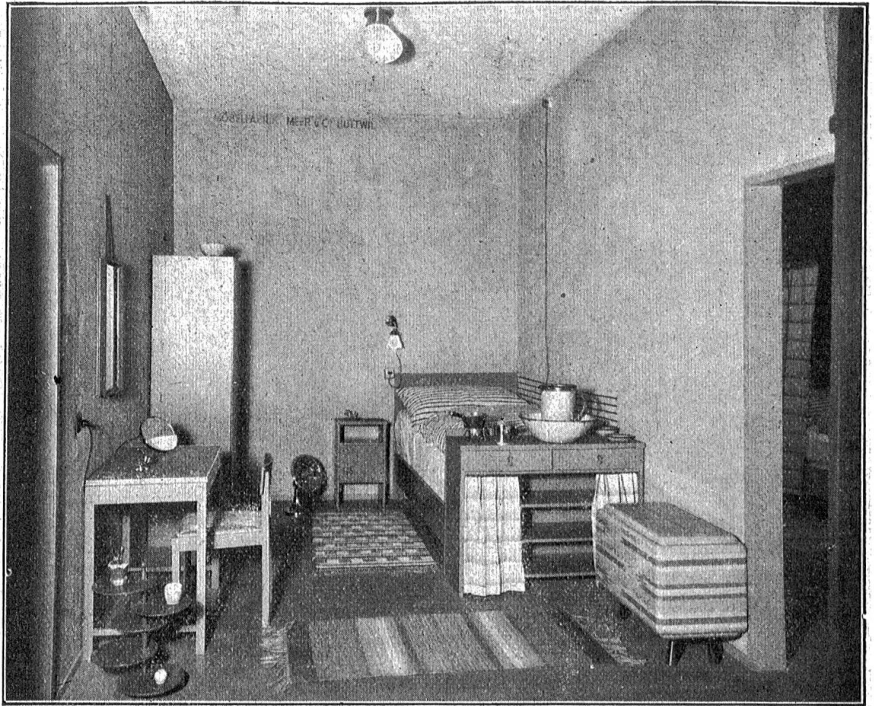
„Du hast mir damals gesagt, daß, wenn ich gehen wolle, ich nur deine Hand fallen zu lassen brauche“, sagte Rahel.

„Es ist wahr, das habe ich gesagt. Aber damals war ich ein Mensch, der seinen freien Willen hatte, und jetzt bin ich ein hilfloses, willenloses, zerquältes Tier, ein Hund, der in deinem Schatten geht, und nicht mehr essen und trinken mag, wenn du zürnst. Ich wußte ja nichts von mir. Was weiß man von sich, ehe man die Liebe hat über sich ergehen lassen müssen.“

„Johannes“, sagte Rahel, „ach, Johannes.“ Sie fing zu weinen an. „Das alles ist schrecklich. Ich will ja nichts. Ich will ja hier bleiben. Ich will ja gar nicht fort. Aber lasse mich los, halte mich nicht so fest, ich kann's nicht mehr ertragen.“

„Ja“, sagte Johannes gepreßt. „Ich will dich wahrhaftig nicht halten. Gib mir die Hand, Rahel.“ Sie setzte sich neben ihn und streichelte seine Hände. Er küßte sie, heftig, wohl zehnmal, preßte sie auch in einer Weise an sich, wie sie es von seiner Sorglichkeit nicht gewöhnt war. Sie regte sich nicht, aber der Ausdruck ihres Gesichtes war ein gequälter.

Von diesem Tage an gestaltete sich die Lage der drei Menschen immer schwieriger. Johannes, dessen Ahnungsvermögen und Feinfühligkeit groß waren, wurde, ohne daß ein Hauch von dem Erlebnis im Wingerhaus zu ihm ge-



Die Elektrizität an der „Saffa“: Knechtstube.
Möbelfabrik Meer & Cie., Gutfwil. Phot. Franz Jenn, Bern.

drungen wäre, von einer so großen Unruhe ergriffen, daß er weder schlafen noch essen konnte. Er wurde mager und matt. Sidney war die Unehrllichkeit, die ihn nicht auf geradem Wege zu Rahel führte, peinlich. Rahel wurde von dem Mitleiden, das Johannes ihr einflößte, gemartert, da es von einem deutlichen Schuldgefühl verdunkelt wurde.

„Ich werde mit Johannes reden“, sagte Sidney eines Morgens, als sie auf den gewohnten Wegen durch den Wald gingen. „Ich will ihn bitten, dich frei zu geben.“ Rahel erschraf.

„Nein, nein, das darfst du nicht. Das macht ihn krank. Es tötet ihn.“

„Es tötet ihn nicht. Rahel, liebst du mich, oder ihn?“ Sie antwortete nicht. Sie lächelte.

„Wenn du mich liebst, so stehe zu mir“, sagte er.

„Wie meinst du das?“

„Verlasse Johannes und komme mit mir.“ Rahel sah ihn an, als verstehe sie nicht, was er sage. „Verlasse Johannes und komme mit mir“, wiederholte Sidney. Ein Schauer schüttelte sie.

„Das kann ich nicht.“ Er schaute auf sie herab.

„Nein, du kannst es nicht, Armes“, sagte er zärtlich.

„Ich kann es nicht. Es ist nicht recht. Ich bin doch verheiratet. Ich darf doch Johannes nicht verlassen, oder — so — so kann ich nicht mit dir gehen. Ich kann doch nicht mit dir in die Welt hinaus fahren, ohne deine Frau zu sein, Sidney, das mußt du doch begreifen. Ich bin doch nicht frei.“

„Die Liebe ist frei“, sagte Sidney. „Es gibt da für mich keinen Zweifel. Aber es muß die Liebe sein, die Früchte trägt, die etwas auf sich nimmt und nicht lahm wird.“

„Aber Sidney, es wäre ein so großes Unrecht...“

„Wäre es nicht ein noch größeres, wenn wir uns künftig draußen im Wingerhaus sähen? Hinter Johannes Rücken, ihn in Angst und Eiferlucht sich abquälen lassend? Wäre



Die Elektrizität an der „Saffa“: Bürgerliches Eßzimmer.
Möbelfabrik Meer & Cie., Suttwil.

Phot. Franz Henn, Bern.

Die Elektrizität im Haushalt an der „Saffa“.

Eine ganz große Halle ist damit angefüllt. Sie teilt sich in drei verschiedene Unterabteilungen: „Das elektrische Heim“, „Die Lichthalle“ und „Die Apparatenhalle“. Aussteller sind der Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke in Verbindung mit Fabriken der elektrotechnischen Branche. Auch die Philips A.-G. in Zürich ist hier vertreten.

Schon rein äußerlich präsentiert sich die Halle, die einen schönen Gartenhof zwischen „Gewerbe und Hauswirtschaft“ rückwärts abschließt, mit ihren beiden nachts beleuchteten Trichter-

es nicht einfach richtig, vor ihn hinzutreten und ihm zu sagen: gib uns die Freiheit, uns zu lieben?“

„Doch, es wäre richtiger, aber es ist so grausam.“

„Das ist es. Man ist immer grausam, wenn man seine Liebe von jemand zurückverlangt. Aber man ist ehrlich. Kommst du mit mir, Rahel, wenn Johannes dich nicht freigibt?“

„Aber...“

„Aber, Rahel? Hatte Tante Ulrike ein Aber?“

„O“, rief Rahel, „Tante Ulrike ging von ihrem harten Vater fort. Sie war nicht verheiratet, sie tat kein Unrecht.“

„Und fragte nicht darnach, ob Gesetz und Sitt: Ja und Amen zu ihrer Liebe sagten“, rief Sidney heftig, doch reute es ihn. „Verzeih, du Liebe. Was kannst du dafür, daß man dir das Wertvollste gefällt hat?“ Rahel weinte. „Ich bin entschlossen, mit Johannes zu reden. Ich weiß, daß ich darnach das weiße Haus zu verlassen habe. Aber das ändert wenig. An meiner Liebe zu dir rüttelt nichts mehr. Ob ich bei dir bin, oder nicht, tut jetzt nichts zur Sache. Wollen wir nach Hause gehen?“ Sie nickte, aber ihr Herz klopfte, und sie war sehr schweigsam auf dem Heimweg.

„Es ist so schwer, einem Menschen wehe zu tun“, sagte sie leise. „Und noch viel schwerer, wenn dieser Mensch Johannes ist.“ Sidney nahm sie in seine Arme.

„Willst du zu Johannes gehören, oder zu mir? Wie sollte beides möglich sein?“

Im weißen Hause ging Rahel auf ihr Zimmer, und Sidney ließ Johannes fragen, ob er ihn aufsuchen dürfe.

Mehr als eine Stunde dauerte die Unterredung der beiden. Rahel hörte ihre Stimmen, manchmal grollend anschwellen, verstummen und wieder laut werden. Sie weinte. Aus Mitleid mit dem einen und aus Liebe zu dem andern, auch aus Furcht, aus Unbehagen vor dem Kommenden. Müde und willenlos lag sie auf ihrem niederen Ruhebett und wartete auf das Ende der ihr endlos scheinenden Zwiesprache. Endlich hörte sie Schritte, und Sidney trat bei ihr ein. Er war totenbläß.

(Fortsetzung folgt.)

säulen und dem mit 2 Meter hohen Bettern gebildeten riesigen Wort: „Elektrizität“ über der Halle imposant und ist den Verirrten Tag und Nacht Wegweiser.

Wir steuern zuerst dem elektrischen Heim zu, das gewiß die Frauen am meisten interessiert.

Hier hat man uns Ueberraschungen bereitet. Gewiß hat noch niemand von Euch einen Raum ohne sichtbare Lampe, auch ohne Schatten gesehen, und sicherlich ist Euch das vierfarbige Zimmer neu, ich meine ein Zimmer mit vier verschiedenfarbigen Wänden. Also begucken wir zuerst das Zimmer ohne Schatten. Wo sind die Lampen? Der Raum ist taghell, das Licht darin ist weich und jeder Gegenstand scheint da hineingetaucht. Selbst das Kastenfenster hat seine eigene, unsichtbare Beleuchtung. Ich will Euch das Rätsel lösen, wie es mir ein freundlicher Installateur gelöst hat. Das Zimmer hat eine innere Wand. Zwischen dieser und der äußern, also der Hausmauer, sind Nischen und in diesen Nischen, in allen vier Ecken, sind die Lichtreflektoren, die nun ihre Lichtströme zur Decke werfen, von woher sie das Zimmer erhält. Hat man das Bedürfnis nach besonders elegischen Stimmungen, so ist es wiederum das Licht, das sie schafft; denn dreht man den Schalter nur einmal, dann haben wir ein rosarotes Licht, geeignet für einen intimen Tee; drehen wir zweimal, so ist's schon etwas weltnäher, gelb und stärker, und lassen wir auch den dritten Schalter springen, dann sind alle Register für die Lichtsymphonie gezogen. Herz, was willst du noch mehr?

Nun das Zimmer mit den vier Farben. Es ist ein Kinderzimmer. Die Farben der Tapeten sind zart und fließen harmonisch ineinander über. Man hat gar nicht die Empfindung, daß hier etwas anders ist, als man es bisher gewohnt war. Auch die Möbel tragen diese Farben, es soll erzieherisch vorteilhaft sein, indem jedes Kind seine besondere Farbe an der Schublade, am Bänklein, am Stühlchen hat. Auch kann der Farbensinn des Kindes da schon früh geweckt werden. Farben sind ja überhaupt die Forderung des Tages, warum sollen wir nicht die kleine Welt des Kindes damit umschließen? Die Beleuchtung, denn um die handelt es sich ja hier, ist auf zwei originelle Lampen, eine Deckenlampe und eine Nachtlampe zu Fußenden der beiden Betten, die gegeneinander gerückt, nur eine Fußlade haben, verteilt.

Auch in den folgenden Zimmern, in dem ruhig-schönen Schlafzimmer der Eltern, im türkischen Salon, im Arbeitszimmer der Kinder, im Eßzimmer, in der Küche, im Plättzimmer, im Bad, überall ist die Beleuchtung der Bestimmung